

Miguel  
Barnet  
Alle  
träumten  
von Cuba

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3246

»Alle träumten von Cuba, vor allem diejenigen, die nicht das Glück gehabt hatten, hinüberzureisen.« Der junge Manuel, aus einem kleinen Dorf in Galicien stammend, dem »Armenhaus« Spaniens, hat dieses Glück: Als er 1916 nach einer strapaziösen Überfahrt in Havanna eintrifft, muß er jedoch feststellen, daß Cuba nicht das tropische Schlaraffenland seiner Träume ist. Wechselndes Glück begleitet seine Versuche, sich als Kohleverkäufer, Trambahnfahrer oder Schreiner eine Existenz aufzubauen, ebenso wie seine Beziehungen zum anderen Geschlecht. Von Heimweh geplagt, kehrt er in sein Dorf zurück, kämpft auf der Seite der Republikaner gegen Francos Truppen, wird interniert – und entscheidet sich nach seiner Freilassung doch wieder für Cuba, denn: »Havanna ist fröhlich, trotz allem.«

Miguel Barnet  
Alle träumten von Cuba

Die Lebensgeschichte  
eines galicischen Auswanderers

*Roman*

Aus dem Spanischen von  
Anneliese Botond

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Gallego*  
© Miguel Barnet 1981

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2001

suhrkamp taschenbuch 3246

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39746-6

Manuel Ruiz ist Antonio, ist Fabián,  
ist José.

Er ist der galicische Auswanderer,  
der auf der Suche nach Wohlstand  
und Abenteuer sein Dorf verlassen  
hat. Der »leicht an Gepäck«, wie  
Antonio Machado schrieb, über den  
Atlantik fuhr, um sich in Amerika  
ein neues Glück zu schmieden. Sein  
Leben ist eingegangen in das Leben  
unseres Landes. Eingliedert in die  
cubanische Bevölkerung, tragen der  
Galicier, der Asturianer, der Katala-  
ne oder der Canarier dazu bei, unse-  
re nationale Persönlichkeit zu schaf-  
fen. In dieser Geschichte ist Manuel  
Ruiz, der, wie gesagt, Antonio,  
Fabián oder José heißen kann, vor  
allem Manuel Ruiz, der Galicier.



## DAS DORF

Galicia está probe  
Pr'a Habana me vou  
¡ Adios, adios prendas  
Do meu corazón!  
*Rosalía de Castro*

Eine fixe Idee verändert das Schicksal eines Mannes. Manchmal fürchte ich mich davor, denn ich bin eigensinnig, und über kurz oder lang tu ich, was mir paßt. Mir setzt man nichts in den Kopf. Ich lasse den Ideen keine Zeit. Sie sind da, und ich führe sie aus. So bin ich nach Cuba gekommen. Über Cuba ist viel geredet worden. Alles war nur Havanna, der Hafen, die Früchte, die Frauen. Und ich, der ich ein Draufgänger bin, sagte mir: Worauf wartest du, Manuel? der Hunger tötet den Verstand, und bin gegangen. In ein paar Stunden hatte ich mein Bündel geschnürt und mich ein wenig verabschiedet von meinen Verwandten, die keine schlechten Menschen waren, aber sie wollten aus dieser Rückständigkeit nicht heraus. Und ich konnte sie gut verstehen. Denn im Sommer war mein Dorf recht lustig, obwohl es arm war. Aber die Kälte und der Regen waren nicht auszuhalten. Ich hatte so viel von Cuba gehört, daß ich es mir nicht zweimal überlegte. Von Cuba träumten hier alle. In ihren Reden war nichts so hübsch und so lustig wie Cuba; wer hätte gedacht, daß man dort so viel arbeiten mußte. Und ich weiß nicht, was schlimmer ist, Getreide zu Garben binden oder Zucker schneiden, denn es ist wahr: In der Kälte arbeiten ist hart, aber die Sonne, die sich einem in die Knochen brennt, ist meiner Ansicht nach schlimmer. Unglaublich, daß der Arme überall schwitzen muß, wohin er geht. Aber ich war fest entschlossen, ich hatte das Dorf schon satt. Und dann der Militärdienst, denn wir machten mit einem Krieg nur Schluß, um einen anderen anzufangen.

Alles für nichts und wieder nichts, die Armen starben und die Obersten und Konsorten kehrten nach Hause zurück, wie sie auch damals, beim Unabhängigkeitskrieg, aus Cuba zurückkamen, und nur die armen Rekruten säten ihre Knochen in den cubanischen Busch oder kamen als Wracks zurück, ganz versaut. Die anderen nicht, die kamen vollgefressen an und wollten unsereinen in den Kampf schicken bei dem Hunger, der in Galicien herrschte, denn uns allen klebte der Magen am Kreuz. Mit sechzehn Jahren wog ich achtzig Pfund auf der Waage der Kriegsdienst-Stelle. Das vergesse ich nicht, denn einer sagte:

– Den schicken wir als Kurier, wenn er das Alter hat, der wird leichtfüßig sein.

Schön, so unrecht hatte er nicht, leichtfüßig war ich, sonst wäre ich nicht bis nach Havanna gekommen. Aber meine Heimat vergessen, wie man so sagt, das nicht. Meine Heimat ist meine Heimat, und die muß ich immer in Ehren halten. Wer seine Heimat nicht liebt, ist wie einer, der seine Mutter nicht liebt, oder wie einer, der einen Sohn hat und läßt ihn brandmarken wie ein Kalb. Das Land, in dem einer geboren ist, ist immer gut, da schmeißt einen keiner hinaus. Wie viele Galicier sind nach siebzig Jahren zurückgekommen und sind geblieben, um ihre letzten Tage im Dorf zu verleben. Die Familie vergißt einen ja auch nicht, selbst wenn keine Briefe geschrieben werden. Wir sind so. Wir sind dem Vaterland und der Familie treu. Na schön, mein Fall lag etwas anders, denn meine Familie war klein und ist heute noch kleiner. Also sage ich, ich habe nicht viel Verantwortung für die Menschheit zu tragen. Ich war ein Mann, der das freie Leben ausgiebig genossen hat. Ohne jemanden zu beleidigen oder irgendwen um einen Pfennig zu bitten. Ich habe mir mein Leben selbst gezimmert mit meiner Arbeit, und gearbeitet habe ich wie ein Maultier, das ist wahr.

Wenn ich an mein Dorf zurückdenke, tu ich es ohne das Heimweh, von dem dort immer die Rede war, denn so viele Jahre sind vergangen, und was mir dort bleibt, ist nicht mehr

viel. Außerdem bin ich auf ein paar Monate heimgefahren und habe alles noch frisch in der Erinnerung. Eine fröhliche Kindheit habe ich nicht gehabt, wie denn. Ich habe wie ein Maultier geschuftet. Trotzdem hänge ich an meinem Dorf. Obwohl es heute nicht mehr so ist wie früher. Der Hunger ist weniger geworden, es gibt Straßen und Zeitungen. Als ich ein Kind war, war das Dorf trauriger als ein Friedhof. Eine Einsiedelei hatten wir, auch ein paar Wirtshäuser, aber ein öffentliches Leben gab es kaum, außer Tratsch und Klatschgeschichten. Viel Grillen, viel Hornvieh, aber kein Horn, um die Arbeiter zusammenzurufen, und kein elektrisches Licht, das gab es damals nicht. Meine Mutter, die arme, ist taub geworden und hat seither nur noch das Kreuz geschlagen und geweint. Für sie ist das Dorf zum Friedhof geworden, seit mein Vater im Brunnen ertrunken ist. Der Großvater sagte immer zu seinen Spezis, sie wäre taub geworden, weil sie in einem fort geschrien hätte: »Manuelillo, Manuelillo, verlaß mich nicht!«, denn mein Vater ist bis auf den Grund gefallen, und um ihn herauszuholen, mußte man den Brunnen trockenlegen und ihm ein Kabel um den Leib binden, um ihn hochzuwinden. Er soll ausgesehen haben wie ein Fisch, der in der Mitte geknickt ist, und als sie ihn hochzogen, stieß meine Mutter ein Geschrei aus, daß sofort die ganze Gegend Bescheid wußte. Ich war zwei oder drei Jahre alt, und einen Vater, kann ich sagen, habe ich nicht gehabt. Eine Mutter schon, wenn man das Mutter nennen kann, Herr des Himmels, an der Wand sitzen in einem von diesen hohen Zedernstühlen und weinen. Sie hat mich überhaupt nicht gemocht. Als sie mich vor sich hatte, sagte sie: »Manuelillo, dein Sohn, schau ihn dir an!«, aber mich hat sie nicht gemocht. Ich hängte mich an die Großeltern, die Eltern von ihr, denn die hatten mich gern und nannten mich bei meinem Vornamen Manuel, nicht Manuelillo, dem Kosenamen für meinen Vater.

Meine Großmutter war eine Frau, die hart arbeitete. Sie wusch in der Flußmündung auf den glatten Kieseln, trug

Körbe voll Wäsche auf dem Kopf und scheuerte den Boden mit alten Fetzen, nicht mit Putztuch und Schrubber wie heute. Sie war ein Maultier, besser gesagt. Und sie ging wenig aus dem Haus, denn wenn sie nicht arbeitete, dann, glaube ich, betete sie für die Seele meines Vaters und für ihre Tochter, die einzige, und schon taub.

Meine Großeltern mußten meine zwei Schwestern aufziehen, Clemencia, die ältere, und Amalia, die mit neun Jahren an Blutvergiftung starb. Ihre Nägel – ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre – wurden schwarz wie Oliven, und sie bekam Fieber und schrie. Sie starb nur ein paar Jahre nach meinem Vater, und ich weiß, daß es eine Dummheit meines Großvaters war. Der Arzt in der Familie war er, das konnte ihm niemand ausreden. In Wirklichkeit hat er, ohne es zu wollen, sie sterben lassen, so daß wir nur noch zwei waren, Clemencia und ich.

Ich war als kleiner Junge kein Racker, nein. Ich war eher schweigsam und hielt die Ohren offen. Ich mußte Korn zu Garben binden und auf den Wegen mit einer großen Mistgabel die Kuhfladen auflesen. Wie hätte ich spielen sollen, wo ich doch nach der Arbeit wie gerädert war? Dann kam man nach Hause und mußte beten: »Früh das Morgenbet und abends den Rosenkranz«, wie meine Großmutter sagte, aber weder der Alte noch ich gehorchten ihr. Er war ein überzeugter Atheist, und ich wollte nicht hinter ihm zurückstehen. Eines Tages ging ich in die Kirche und sah einen Heiligen mit einem kleinen Hund neben sich, den schaute ich eine Zeitlang an, und der Pfarrer sagte:

– Bete zu ihm, mein Sohn, das ist der heilige Rochus.

Und auf der Stelle habe ich zu ihm gebetet, daß er mich aus dem Dorf holt und nach Cuba bringt. Ich sagte zu ihm: »Hör zu, Rochus, ich will vorwärtskommen, hol mich hier heraus.« Anscheinend hat mich der Heilige erhört. Fromm bin ich nie gewesen und werde es auch nie, denn die beste Religion ist nicht die der Heiligen, sondern Gutes zu tun, ohne hinzuschauen, wem man es tut. So habe ich selber es

immer gehalten und bin stolz darauf. Die Religion ist eher für die fleißigen Sünder, so wie das Dorf für Schafe und Esel ist. Ich sage, jeder soll seinen Weg gehen. Für manchen passen sich Heilige und Messen, und es geht ihm gut. Das einzige, was ich getan habe, war viel arbeiten und niemandem Böses tun. Ich wollte fort, denn, wie es heißt, ein rollender Stein setzt kein Moos an. Ich war immer für das Abenteuer und daß es kommt, wie's kommt.

Wer in einem Dorf geboren wird, sucht den Horizont so lange, bis er ihn erreicht. Niemand weiß, was es heißt, mit hohlem Bauch im Schmutz und im Schnee zu leben. Durch den Wein hat sich der Spanier vor den Frösten gerettet. Der wahre Schutzpatron Spaniens ist der Wein. Wenn du traurig bist, heitert er dich auf, und wenn du lustig bist, macht er dich ein bißchen traurig. Er ist so. Wenn ich sagen sollte, was ich von daheim am meisten vermisse, würde ich sagen, den Wein in der Kürbisflasche und das Schwarzbrot. Alles übrige bekommt man hier. Mein Großvater verstand es, guten Wein zu machen. Er war ein erfahrener Weinschmecker.

– Den Wein darfst du nicht schütteln und nicht am Meer lagern, sonst wird er sauer und schmeckt wie eine verfaulte Schuhsohle.

Mein Großvater war ein Experte im Trinken. Damit hat er den Hunger umgebracht, wie so viele andere auch. Und wenn er warm wurde, fing er an zu erzählen mit einer Anmut, die nur er hatte, oder er rief einen Freund, der genauso gern erzählte wie er. Einer war Schuhputzer. Er hatte in den Süden gehen wollen, um Stierkämpfer oder weiß der Kuckuck was zu werden. Stierkämpfer oder Boxer, das war ihm gleich. Hauptsache, er kam zu Geld und zu Ruhm. Der Ring, die Corrida oder der Fußball waren ihm alles. Aber es wurde nichts daraus, und weil er sich gescheitert fühlte, erzählte der Mann nur noch Lügenmärchen oder jagte den kleinen Kindern mit Schauergeschichten Angst ein. Du brauchtest dich nur auf den Stuhl zu setzen, und er

erzählte dir das alles, während er dir die Schuhe wichste, und vor Aufregung lief ihm der Schweiß über den Backenbart. Er wollte um jeden Preis die Leute aus dem Häuschen bringen, die Haare sollten ihnen zu Berg stehen. Mein Großvater erlaubte nicht, daß ich ihm nahe kam. Aber ich stellte mich hinter den Stuhl, und weil ich ein Kind war, sah er mich nicht, so daß ich alles hörte von dem Wolf, der den jungen Mädchen das Blut aussaugte, von dem Tiger, der ins Dorf kam und mit einem kleinen Kind zwischen den Zähnen fortlief, und vor allem die Geschichte vom Mond, der eines Tages so kalt werden würde, daß wir alle stocksteif würden wie das Standbild des heiligen Antonius auf der Plaza Pontevedra, von dem es heißt, daß es mit dem himmelwärts gewandten Gesicht und den vor Entsetzen aufgerissenen Augen des Heiligen fest geworden sei.

Weil es immer so kalt war und das Eis manchmal aussah, als wären es Stücke vom Mond, verkroch ich mich ins Wirtshaus neben den Ofen. Nur dort verging mir die Angst, ich könnte zu Eis werden. Ferreiro ging immer und überallhin allein. Mein Großvater war einer der wenigen, die sein Geschwätz aushielten. Hinterher sagte er, er wäre verrückt und erfände Schauergeschichten. Aber selbst damit konnte er mich nicht beruhigen. Schön, wenn einem das mit dem Mond im Alter von sieben oder acht Jahren erzählt wird, vergißt man das nie mehr. Manchmal schaue ich zum Mond hinauf, wenn ich in der Anlage sitze, und lache über den Schrecken, den mir dieser Ferreiro mit seinen Märchen eingejagt hat und der mir noch heute in den Knochen steckt. Jedem anderen würde es genauso gehen, denn trotz allem und obwohl der Mensch da oben gelandet ist: der Mond ist seltsam wegen der Gestalt, die er je nach Tag und Monat annimmt. An klaren Tagen sieht man ihn ganz. Und an bewölkten Tagen erscheint er manchmal und hat die Gestalt einer Klaue oder Sichel. Immer zeigt er sich auf seine besondere Art. Uns, die wir es auf der Brust haben, schadet der Mond, er kühlt ab und macht einen gleichgültig, und das

wird man nie wieder los. Es hat Leute gegeben, die gestorben sind, weil ihnen der Mond auf die Brust oder auf den Kopf geschienen hat. Ferreiro sagte den Buben, der Mond würde eines Tages auf sie herunterfallen und das wäre das wahre Ende der Erde, der Weltuntergang. Für mich war dieser Mann ein Teufel mit Forke und schwarzem Umhang. Er fällt mir immer wieder ein.

Die Freunde des Großvaters waren alle sonderbar. Sie tranken gern Wein, und dann erzählten sie einander Geschichten. Es waren fast immer Geschichten von unheimlichen Begegnungen, von dem Zug der Totengeister oder Lügenmärchen. Ich glaube, sie spielten, wer die größte Lüge aufzischen konnte. Eines Tages fing mein Großvater an, über Cuba zu reden, und sagte, dort wären in jeder Banane mehrere Bananen enthalten, und ein Mango könnte so groß sein wie ein Kürbis. Über das alles sprachen sie, weil sie die Geschichten der Rekruten gehört hatten, die als Wracks aus dem Unabhängigkeitskrieg zurückgekommen waren. Die Rekruten erfanden gern Geschichten über ihre eigenen Heldentaten, und was die erzählt haben, das mußte man gehört haben! Nicht einmal ich konnte es glauben, obwohl ich noch ein Kind war. Ein Rekrut erzählte einem Alten, er hätte mit einem einzigen Bajonettstich zehn Cubaner aufgespießt, und die Macheten wären bloß ein sausender Wind gewesen, wo doch alle Heimkehrer mörderische Schmisse an Armen und Beinen hatten. Die Rekruten waren noch halbe Kinder und als Kanonenfutter in diesen Krieg gezogen, also war das, was sie erzählten, nicht viel wert. Aber mein Großvater, der mehr zusammenschwätzte als sie, hing an ihrem Mund, und hinterher bauschte er auf, was das Zeug hielt. Er wollte immer nach Cuba gehen, aber er hatte keinen Mut, er war zu alt. Sein Traum war, meine Eltern hinüberzuschicken. Mein Großvater konnte erzählen, ja, das konnte er. Er war groß und stark, und von einer Rauferei um eine Frau hatte er eine Narbe am Handgelenk. Und eine Donnerstimme hatte er, die man über alle Köpfe

hinweg hörte. Eine von diesen Stimmen, die man nicht überhört, weil sie mit aller Kraft sprechen. Und ich erinnere mich noch an fast alle seine Märchen, die eigentlich Lehrstücke waren. Er versammelte die Buben um die Zisterne und erzählte ihnen hübsche und moralische Geschichten. Er trat sehr für die Armen ein. Die Armen, sagte er, hätten im Leben immer recht, denn die Reichen handelten aus Interesse und die Armen aus dem Herzen. Da im Dorf alle arm waren, dienten diese Geschichten als Beispiel. Wir mußten viel Elend in der Kälte ertragen, und das ist das schlimmste Elend.

Trotzdem war meinem Großvater der Hunger lieber als die Schande. Also erzählte er die Geschichte von dem guten Schuhmacher, der mit seiner Frau und seinen Kindern glücklich lebte, im Morgengrauen aufstand und sang, wenn er seine Sohlen hämmerte. Er war sehr arm, sehr arm, aber es machte ihm nichts aus, er war sein Leben lang glücklich. Ihm gegenüber wohnte ein sehr reicher, prächtig gekleideter Mann, der immer unzufrieden war. Und da sagte die reiche Frau zu ihrem Mann:

–Sieh, Julián, wie glücklich sind die in ihrer Hütte und haben nichts, und wir mit all dem Geld und ohne Kinder haben keine Freude. Obendrein wird die Frau des Schuhmachers bald wieder gebären. Warum bitten wir sie nicht, daß sie uns das Kind gibt, und wir geben ihnen etwas, damit sie besser leben?

Die Monate vergingen, die Frau gebar, und die anderen machten die Paten für das Kind und brachten ihm Geschenke und schöne Kleider, und alle waren ganz närrisch vor Freude.

Die Reichen waren nun glücklich mit dem Kind, und die Armen waren nicht länger arm und fingen an, in Reichtum und Überfluß zu leben. Sie lebten in einem großen Haus mit Brunnen und Gärten und hatten viel zum Wegwerfen. Aber in der Nacht konnte der gute Schuhmacher nicht schlafen und seine Frau auch nicht, weil sie an die Diebe im Dorf

dachten, die jeden Augenblick kommen konnten, die unverschämten Kerle, um ihnen alles wegzunehmen. Jeden Abend sagte die Mutter zu ihren Kindern:

– Paßt auf, daß ihr die Türen gut verschließt.

Und so ging es weiter, sie sangen nicht mehr und lachten nicht mehr und waren auch nicht zufrieden. Da sagte die Frau zu ihrem Mann:

– Sieh, Pedro, wir sind nicht mehr glücklich. Was nützt es uns, daß wir so viel Geld haben, wenn wir immer in Angst leben? Geh und bring alles deinem Gevatter Julián und sag ihm, daß wir wieder in unsere Hütte zurückkehren, und fertig.

Und so geschah es. Der gute Mann gab dem Reichen alles zurück. Und er verlangte auch das Kind, denn es war ja sein und seiner Frau Kind. Und weil sich das Kind im Schmutz bespritzte, zog es die Schuhe und die schönen Kleider aus. Nackt ging es durch das ganze Dorf und war glücklich. Und die Frau und der Mann fegten und hämmerten und waren auch glücklich. Und die Töchter wuschen und bügelten. Wie zuvor! Als die Frau des reichen Mannes das sah, ging sie zu ihrem Mann und war sehr böse:

– Sieh dir diese rohen Menschen an, Julián, den ganzen Tag singen sie und dabei kommen sie fast um vor Hunger. So sind die Armen.

Ich weiß noch viele Geschichten meines Großvaters. Das Gedächtnis, sage ich immer, ist hinterhältig. Je weiter es zurückgeht, desto klarer wird es. Aber von heute, also von den letzten zwanzig Jahren, weiß ich wenig, beinahe nichts. Da wird mir der Kopf wirr, und ich kann mich an nichts mehr erinnern. Jemand fragt mich, und mein Kopf ist leer, als wäre ich nicht der gewesen, der ich bin. Das kommt von den Jahren. Die Gewebe werden wie alte Bälle und finden nie mehr dahin zurück, wohin sie gehören.

Das Kostbarste im Leben ist die Jugend, wenn alle Fähigkeiten wach sind und der Kopf hell ist. Aber ich wollte weiter von meinem Großvater Gaspar erzählen. Für ihn war Cuba

ein Urwald mit schwatzhaften Papageien und Palmen voller Leuchtkäfer. Alle träumten von Cuba. Hauptsächlich die, die nicht das Glück hatten, hinüberzukommen.

Ich bin mit den Geschichten über Cuba aufgewachsen. Ich sagte mir: »Ich werde nicht sterben, ohne es kennenzulernen.« Und ich bin nicht gestorben. Der Gedanke an Cuba war herrlich und beinahe ein Größenwahn. Da hinüberzugehen war für einen aus dem Dorf, als ob er ins Paradies ginge. In Cuba hinge das Geld selbst in den Trauben, sagten sie. Später habe ich festgestellt, daß Trauben hier kaum bekannt sind. Aber das war eine Redensart dort und kam daher, daß wir so viel hungern mußten und daß wir den Krieg mit Marokko und die Armut loswerden wollten. Es gibt kein größeres Unglück als die Armut. Ein Armer macht einfach alles, er verläßt sogar seine Heimat, obwohl er sie immer in sich herumträgt. Soviel ich weiß, hat kein Galicier je Galicien vergessen, selbst wenn er es nicht wiedergesehen hat. Kein Galicier hat seine Sprache vollständig vergessen. Ich, der ich wie gesagt mit sechzehn Jahren herüberkam, kann Galicisch sprechen wie am ersten Tag, als ich im Hafen ankam. Die Sprache bleibt im Hirn haften, sobald man sie von den Großeltern und den Eltern hört. Wenn ich im stillen mit mir selber rede, tu ich es meistens auf Galicisch, weil ich die Dinge dann stärker empfinde. Vor allem, wenn ich von jemandem Schlechtes denken oder seine Mutter zum Teufel wünschen muß. Der Galicier, der seine Sprache vergessen hat, ist undankbar und ein Verräter. Ich habe die Geschichten meines Großvaters noch heute in reinem Galicisch im Ohr, mit Liedern und allem. So behalte ich sie im Gedächtnis. Unsere Sprache ist älter als das Römische Reich. Deshalb bleibt sie so gut haften. Das erste, was der Mensch gesagt hat, als er auf der Erde erschienen ist, soll ein Fluch auf galicisch gewesen sein. Und als Rodrigo de Triana als erster die Palmen auf Cuba sah, schrie er:

*-Terra, coño!*

Das Dorf war durch und durch traurig. Ich lüge nicht. Am kurzweiligsten waren noch die Geschichten. Es gab kein Kino, keinen Radio, gar nichts, also mußte man reden. Und der Galicier erzählt gern Geschichten. Manchmal sind sie überspannt wie seine Phantasie, aber man hört sie sich an, damit man nicht den ganzen Abend die Wand anstarren muß. Mein Dorf gehörte zu der Provinz Pontevedra. Es hieß Arenosa, war sehr feucht, immer regnete es, ein feiner Nieselregen. Viel gab es da nicht, nur ein paar sehr hübsche Heilquellen. Es war ein Dorf, nicht anders als alle Dörfer in Galicien. Ich kann mir vorstellen, daß es größere gab, vielleicht mit mehr Einwohnern, aber das Leben war überall gleich; aus der Messe zur Feldarbeit und Raketen schießen, wenn zu Sankt Johann oder am Tag des heiligen Rochus eine Kirmes ausgerichtet wurde, oder man ging auf Wallfahrten, denn die gab es überall reichlich. Wallfahrten machten den Leuten viel Freude und waren auch gut zum Geldverdienen, vor allem für die Spritzkuchen- und Brezelverkäufer. Auch die, die mit Skapulieren und Medaillen handelten, füllten sich die Taschen und brachten ihr Schäfchen ins Trockene. Ich sage, das Leben ist ein Fandango. Selbst die Wallfahrten waren ein Geschäft mit der Religion. Man ging gerne mit und fand seine Zerstreung. Aber genaugenommen war alles eine Erfindung der Pfarrer, um Almosen zu erbetteln. Durch die Bettler, die Straßenverkäufer und die Pfarrer waren die Wallfahrten eine Plünderung. Leute wie ich, die kein Geld hatten, gingen nur zum Zuschauen hin, klar. Ich bin immer neugierig gewesen und habe die Ohren überall aufgemacht. Die Leute gingen zu den Wallfahrten, um die letzten Neuigkeiten zu erfahren und um sich einen Mann oder eine Frau zu suchen. Ich habe auf diese Weise meine erste Braut kennengelernt, die Tochter eines gewissen Francisco Fanego, der sehr arm, aber anständig war, auch wenn er ziemlich viel trank. Sie nannten ihn Dickwanst, weil er beleibt war und die Weinschläuche mit Valdeorras in Null Komma nichts leerte. Weil ich ihm zusah, wie er mit anderen

um die Wette trank, um zu sehen, wer am meisten vertragen konnte, lernte ich seine Tochter kennen. Casimira war ungefähr ein Jahr jünger als ich, aber eine richtige, fertige Frau. Gut gepolstert oben und das Haar schwarz wie Pech. Allerdings sehr verwöhnt vom Vater, ein Hätschelkind. Kurz und gut, als ich sie sah, verliebte ich mich komplett. Ich ging ihr überall nach, bis zur Einsiedelei ging ich, nur um in ihrer Nähe zu sein. Sie gefiel mir von Kopf bis Fuß. Mit sechzehn Jahren versetzt einem das einen ordentlichen Stoß, der sich später im Leben nicht mehr wiederholt. Wein braucht man da nicht, um den Kopf zu verlieren. Ich sah sie und war weg. Mein Großvater merkte es und sagte, ich würde mit ihr meine Zeit verlieren, denn zwei Zivilgardisten, die immer zusammen gingen wie ein Paar Ochsen, ließen sie nicht aus den Augen. Aber einen, der verliebt ist, hält nicht mal eine Windhose auf. Dickköpfig, wie ich bin, stieg ich ihr so lange nach, bis ich sie überzeugt hatte. Ich warf ihr Zettelchen zu, brachte ihr Blumen, butterweich machte ich sie. Wir wurden mehr oder weniger ein Paar, wenn man zwei, die sich so selten sahen, ein Paar nennen konnte. Wir gefielen uns sehr und hatten unsere Tricks, um uns im Wäldchen oder bei alleinstehenden Höfen zu sehen; wir waren erfinderisch, wie das bei einem jungen Brautpaar üblich ist. Das erhitzte uns das Blut noch mehr. Und das war so lästig, daß wir uns dummes Zeug und ausgefallene Geschichten erzählten, um uns abzulenken.

Casimira hatte über ihre Kuh Pánfila reden hören, die auch ein Hätschelkind des Vaters war, eine dicke Kuh und ganz zahm. Aber so eine Kuh! Sie wollte keine Milch geben. Ihr Euter war trocken, trocken. Niemand wußte, warum. So lange, bis Casimira hinging und auf die Kuh aufpaßte. Die Kuh ging auf ein Steinfeld neben dem Haus, und da verbrachte sie die Stunden. Meine Braut versteckte sich hinter den Büschen und ließ sie nicht aus den Augen, bis sie eines Tages sah, daß sich unter den Steinen etwas bewegte, eine Schlange, eine *majá*, wie sie dort sagen. Die Schlange

fängt an, sich aufzurichten, und auch die Kuh streckt sich und steckt der Schlange die Zitzen ins Maul. Die ringelt sich und ringelt sich, bis sie das Euter eingewickelt hat und Milch kommt. Denn die Kuh hielt die Milch nicht für ihr Kalb zurück, sie war ihr auch nicht sauer geworden.

Casimira ging und erzählte dem Vater, was sie gesehen hatte, aber der trieb ihr die Hirngespinnste aus und sagte:

– Casimira, du sollst keine Schwindlerin werden.

Da ging sie und heulte vor Verdruß. Als sie der Vater so sah, ging er am nächsten Tag auf das Steinfeld und überzeugte sich mit eigenen Augen. Der Kuh machte es offenbar Spaß, ihre Milch der Schlange zu geben. Danach redeten die Leute darüber und behaupteten, die Schlange hätte sich ganz zart um das Euter geringelt und daran hätte die Kuh ihre Lust gehabt. Ich weiß, daß der Vater die Kuh getötet hat. Er schlug sie so lange mit dem Stock auf den Kopf, bis sie auf dem Steinfeld zusammenbrach.

Mit solchen Geschichten vertrieben wir uns die Zeit, Casimira und ich, bis kam, was kommen mußte.

Ich hatte mir vorgenommen, nach Cuba zu gehen. Das ging mir immer im Kopf herum. Ihr habe ich das bis zum letzten Augenblick verschwiegen. Im Dorf ging nichts voran, alles im alten Trott. Alle Tage waren gleich: Korn zu Garben binden, pflügen, Kartoffeln lesen, die fremde Kuh melken, denn eine eigene hatten wir nicht, und Geld sah man nicht einmal im Traum. Ich weiß kaum mehr, wie ich bei Carmen, der Korbflechterin, lesen gelernt habe. Ein Sprichwort sagt: Der Buchstabe geht mit Blut ein. Mich ist es hart angekommen. Und Blut ist geflossen, denn Carmen war jähzornig und hatte ein Lineal, das mit Kupfer beschlagen war, aber die Buchstaben gingen mir nicht ein. Ich hatte kaum Zeit, mich um meine Braut zu kümmern. Also nützten wir die Zeit, wenn wir uns sahen. Deshalb kam, was kam. Ich sage, es mußte so kommen, denn ich war schon fast ein Mann und sie eine Frau und besser entwickelt als ich. Eines Tages gingen wir an die Flußmündung, es war das einzige Mal, daß